

HERA LIND | *Gefangen in Afrika*

## HERA LIND IM GESPRÄCH

*Gerti Bruns, aufgewachsen während des zweiten Weltkrieges, ist eine typische Frau jener Zeit: Trotz großer Entbehrungen kämpft sie sich durch. Warum verliebt sie sich in Leo Wolf, einen Aufschneider, der sie eigentlich nur schlecht behandelt?*

Anfangs behandelt er sie gut. Ihr Märchentraum wird wahr: Sie lebt als angesehene Bankiersgattin im Wohlstand. Erst als er sie nach Afrika lockt, wo er längst eine Zweitfamilie hat, zeigt er sein wahres Gesicht: Er will die Söhne, und sie steht mittellos und ohne Papiere da!

*Der Traum von Afrika wird für Gerti und ihre Kinder bald zum Albtraum, und die eindrucksvollen Schilderungen ihrer Ängste zeigen, wie ausweglos ihre Situation ist. Wie gelingt es Ihnen, sich derart in die Gefühle Ihrer Heldinnen einzufühlen?*

Einerseits muss ich Frau Gerti Bruns ein großes Kompliment machen: Sie hat perfekte Vorarbeit geleistet, indem sie mir ihre Erlebnisse, Gefühle, Ängste, Sorgen und Hoffnungen aufgeschrieben hat. Andererseits bin ich mit einer guten Portion Fantasie ausgestattet, die mir ermöglicht, mir ihre Situation genau vorzustellen. Während des Schreibens entstehen im Kopf detaillierte Bilder von Landschaften, Gerüchen, Geräuschen, Farben; Dialoge entwickeln sich, Personen erwachen zum Leben. Wenn die Protagonistin dann sagt: »Ja, genau so war es!«, bin ich glücklich.

*Schicksalsschläge sind im Leben unausweichlich. Machen sie einen in jedem Fall stärker?*

Sie fordern einen heraus, und wenn man nach dem ersten Schock in die Hände spuckt und sagt: »So, dieser Situation stelle ich mich jetzt!«, kann man über sich hinauswachsen.

Jede Mutter wird nachvollziehen, dass man Kräfte entwickelt, von denen man nicht wusste, dass man sie hat. Im Nachhinein ein solches Buch über ihr Leben in der Hand zu halten, ist für Gerti Bruns sicher der schönste Lohn ihrer Tapferkeit. Ich freue mich sehr für sie.

HERA LIND

# *Gefangen in Afrika*

Roman nach einer wahren Geschichte

**Diana** Verlag

## Vorbemerkung

Dieses Buch erhebt keinen Faktizitätsanspruch. Es basiert zwar zum Teil auf wahren Begebenheiten und behandelt typisierte Personen, die es so oder so ähnlich gegeben haben könnte. Diese Urbilder wurden jedoch durch künstlerische Gestaltung des Stoffs und dessen Ein- und Unterordnung in den Gesamtorganismus dieses Kunstwerks gegenüber den im Text beschriebenen Abbildern so stark verselbstständigt, dass das Individuelle, Persönlich-Intime zugunsten des Allgemeinen, Zeichenhaften der Figuren objektiviert ist.

Für alle Leser erkennbar erschöpft sich der Text nicht in einer reportagehaften Schilderung von realen Personen und Ereignissen, sondern besitzt eine zweite Ebene hinter der realistischen Ebene. Es findet ein Spiel der Autorin mit der Verschränkung von Wahrheit und Fiktion statt. Sie lässt bewusst Grenzen verschwimmen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper,  
Hallstavik, Schweden

Originalausgabe 12/2012

Copyright © 2012 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

unter Verwendung eines Fotos von © plainpicture/Kitao; shutterstock

Satz | Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2012

978-3-453-35646-7

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

Für Bernd und Thomas



Nebenan wurde das Bett frisch bezogen. Ich hörte das gestärkte Laken knistern, als es von fachkundigen Frauenhänden glatt gestrichen wurde. Neugierig schielte ich um die Ecke: Flinke, geübte Finger schlugen es um die Matratze.

»Na, Frau Wolf? Wollen Sie mir helfen?«

Frau Ursula, die nette Hausbesorgerin, schaute sich schelmisch nach mir um.

»Ja, gern!« Unauffällig ließ ich die Zigarettenschachtel in meiner Hosentasche verschwinden und streckte schon die Hände aus.

»Aber nicht doch!« Frau Ursula grinste über das ganze Gesicht. »Sie sind doch zur Erholung da und nicht zum Arbeiten!«

»Aber das bisschen Bettenbeziehen ...« Ich spürte, wie ich rot wurde, weil ich auf sie hereingefallen war.

»Frau Wölfchen, Frau Wölfchen!« Ursula stemmte die Hände in die Hüften und schüttelte tadelnd den Kopf. »Jetzt sind Sie gerade mal zwei Wochen hier und haben höchstens ein Pfund zugenommen. Der Chefarzt reißt mir den Kopf ab, wenn ich Sie hier arbeiten lasse!«

Gegen die robuste Hausbesorgerin kam ich mir klein und winzig vor. Sie wog mindestens doppelt so viel wie ich.

»Wer ... ähm ... ich meine, welche neue Patientin kommt

denn hier rein?« Ich sah mich neugierig nach einem neuen Namensschild um.

»Keine Ahnung«, sagte Frau Ursula und schüttelte energisch die Kissen auf. »Ich bin ja nur fürs Grobe da! Eure Seelenklempner wissen da sicher mehr!«

»J. Bruns«, las ich. Bis heute Morgen hatte Lilli Jacob hier gewohnt, eine lustige dunkelhaarige Frau in meinem Alter, mit der ich viel Spaß gehabt hatte. Obwohl wir Ende vierzig waren, hatten wir uns gefühlt wie im Mädcheninternat, wenn wir nach dem Lichtlöschen am Abend noch in die Raucher-ecke geschlüpft waren und im Morgenrock halbe Nächte verquasselt hatten. Hier im Rehaszentrum wurden müde Krieger wieder aufgepäppelt, gestrandete Fische wieder ins Leben spendende Nass zurückgeworfen und traumatisierte Seelen getröstet. Meine Kurfreundin Lilli war erst vor einer Stunde als »gesund und normalgewichtig« entlassen worden. Natürlich hatten wir uns versprochen, in Kontakt zu bleiben, aber eine merkwürdige Leere, ein Sehnen nach Zweisamkeit hatten von mir Besitz ergriffen. Hier stand ich nun mutter-seelenallein und hatte noch mindestens acht Kurwochen vor mir. Draußen war es kalt und grau, der dichte Tannenwald voll ungeschmückter Weihnachtsbäume wiegte sich tapfer im Dezemberwind. Diesmal würde ich Weihnachten nicht bei meinen Söhnen verbringen, und das brach mir fast das Herz. Professor Lenz hatte mir ein »Erschöpfungssyndrom« bescheinigt, das mit Unterernährung, Schlaflosigkeit, Panik-attacken und nervöser Unruhe einherging. Wir schrieben das Jahr 1987, und ich stand mit achtundvierzig rechnerisch in der Mitte meines Lebens, war aber körperlich und seelisch bereits komplett am Ende. Mein Blick irrte durch das leere Zimmer, glitt über die blank gewienerten Fußböden, das Waschbecken,



das noch keine Spuren menschlicher Anwesenheit aufwies, den Schrank mit den fünf Holzbügeln, an denen noch keine Kleider hingen, und das Nachtkästchen, auf dem kein Schmöcker mit Eselsohren lag. Lilli und ich hatten uns unsere Bücher ausgeliehen und uns im Wintergarten der Kurklinik oft gegenseitig unsere Lieblingsstellen vorgelesen. Wir hatten unsere Ängste und Sorgen miteinander geteilt und am Ende meist zusammen gelacht. Wir kannten alle unsere Geheimnisse und waren dicke Freundinnen geworden. Hoffentlich würde »J. Bruns« keine moralinsaure alte Jungfer mit einem nervösen Magenleiden sein, die humorlos auf ihre Mittagsruhe pochte und abends genervt an die Wand klopfte, wenn ich meine Lieblingsmusik hörte. In den vier Wochen, die ich nun hier war, hatte ich zum ersten Mal seit Langem so etwas wie Leichtigkeit und Übermut gefühlt, so ein Prickeln, als könnte das Leben doch noch die ein oder andere schöne Überraschung für mich bereithalten.

Wer auch immer »J. Bruns« sein mochte: Wir würden hoffentlich eine Menge Spaß miteinander haben.

Als ich im Sommer 1939 geboren wurde, brach gerade der Zweite Weltkrieg aus. Das vorletzte armselige Gehöft kurz vor dem Steinbruch war mein Elternhaus. Es war ein winziges, windschiefes Häuschen in einem vergessenen Schwarzwaldtal, das mein Großvater noch selbst gebaut hatte. Es maß fünf- undfünfzig Quadratmeter, besaß kein fließend Wasser, und die verwinkelte Wohnküche war so klein, dass ich keinen Platz am Tisch hatte und auf einer Kiste unter der Stiege sitzen musste. Über eine Hühnerleiter kletterte man in die zwei Kammern im Obergeschoss. Hier hauste meine Tante, die Schwester meines Vaters. Sie war eine alte Jungfer, nichts wert und darum eine Schande für uns. Wir Kinder durften nicht mit ihr sprechen, und wenn wir es heimlich doch taten, gab es Schläge.

Die ärmliche Ortschaft hieß Glatten und lag am Flüsschen Glatt, das mal plätschernd, mal rauschend unsere Einöde durchzog. Sie hatte achthundertfünfzig Einwohner, die mehr schlecht als recht ihr Dasein fristeten. Sommers wie winters schufteten sie, ohne nach rechts und links zu schauen. Es gab keine Alternative: entweder überleben oder verhungern. Man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, in welcher bitteren Armut und Kälte ich aufgewachsen bin. Und mit Kälte meine ich nicht nur die frostigen Temperaturen innerhalb unserer

unbeheizten, feuchten Mauern. Mit Kälte meine ich Lieblosigkeit, Schläge, Hunger und Angst. Angst vor meinen eigenen Eltern. Mein Gitterbett stand in ihrem düsteren Schlafzimmer, in dem sie sich nicht mehr berührten. Meine Eltern stritten und schrien sich an, manchmal schlug mein Vater meine Mutter, während die Gitterstäbe unheimliche Schatten auf die grauen Wände warfen und draußen der Sturm heulte.

Mein Großvater, ein einfacher Straßenwart, hatte nach dem Ersten Weltkrieg alle verwertbaren Steine und Balken zusammengetragen und daraus mithilfe von Lehm und Stroh mein Elternhaus zusammengeschustert. Die kalten Steinfußböden waren mit Sand ausgestreut; erst als mein Vater heiratete, legte er Linoleum und Fliesen in die kargen Räume. Gegen einen Stromanschluss hatte sich mein Vater immer vehement gewehrt. Das sei ihm zu teuer, doch schließlich konnte ihn die Angestellte vom Elektrizitätswerk doch überzeugen: »Sonst lebst du ja wie im Mittelalter, Gottlieb! Deine Karoline wird bestimmt lieber mit einem elektrischen Bügeleisen arbeiten als mit dem mit glühenden Kohlen gefüllten Ding hier! Schau, du hast schon wieder einen schwarzen Fleck auf dem Hemd!«

Verärgert hatte sich Gottlieb den durchgeschwitzten Hemdkragen, der schon zweimal gewendet und hundertmal geflickt worden war, vom Hals gerissen und ihn seiner Frau hingeworfen. Karoline war froh, dass sie dafür keine Kopfnuss von ihm bekam.

Wie oft war ein mühsam gewaschenes Hemd, ein von Hand gestärkter Kragen, ein bretthartes kaltes Bettlaken, das tagelang in der Stube zum Trocknen gehangen hatte, im letzten Moment durch die Kohle verdorben worden! Dann brach meine Mutter in bittere Tränen aus und musste mit der schweren körperlichen Arbeit von vorn beginnen. Wäschewaschen

bedeutete, die Wäsche in Trog oder Sack zum Waschhaus ins Dorf zu schleppen, sich auf der Holztrommel die Finger wund zu scheuern, sich die Schrunden und Blasen an den Händen entweder mit heißem Wasser zu verbrühen oder mit eiskaltem Schwemmwasser blau zu frieren, die nasse Wäsche die vier Kilometer zu uns ins Tal zurückzuschleppen und sie dann dort in der winzigen Wohnstube aufzuhängen. Sobald wir Kinder laufen konnten, mussten wir mit zum Waschhaus. Ich sehe uns drei noch den Handkarren mit Schmutzwäsche ins Dorf hinterziehen. Die zusammengeknöteten, ausgebeulten Bettlaken sahen aus wie dicke Eisbären mit Ohren. Sie thronten im Handwagen, sie durften fahren, aber ich musste barfuß nebenher laufen. Als Erstes musste der große Waschkessel beheizt werden. Wir hatten auf dem Hinweg bereits Brennholz gesammelt, so viel unsere kleinen Hände tragen konnten. Die Mutter steckte es in die Ofenklappe und stocherte mit dem Schürhaken, bis endlich die Flamme unter dem Kessel züngelte. In der Zwischenzeit musste die fleckige, stark verschmutzte Wäsche eingeweicht werden. Träge schwamm sie in der kalten Brühe und wurde dann auf einem großen Brett mit Kernseife geschrubbt. Die Hände meiner Mutter waren keine zärtlichen Hände mit gepflegten Fingern, die nach Mami und Handcreme, nach Wärme und Trost dufteten. Sondern grobknochig und schmutzverkrustet – Hände, die nur zum Arbeiten und Schlagen da waren. Die nötigen zwei Mark für das Waschmittel hatte meine Mutter oft nicht dabei. Dann versuchten wir, die Wäsche mit kalter Asche zu waschen, ein Unterfangen, das die Wäsche oft mehr verschmutzte, als sie zu säubern. In solchen Momenten schlug Mutters Hand noch schneller zu als sonst, und wir hüteten uns, sie zu reizen.

Kochte das Wasser im Kessel, wuchteten wir mithilfe von

langen Stöcken die Wäsche hinein. Der beißende Geruch nach Seifenlauge schießt mir noch heute in die Nase. Die Mutter trug einen dunkelblauen Kittel mit lila Blümchen, ihr stand der Schweiß auf der Stirn, während sie mit aller Kraft mit dem Holzstampfer im kochend heißen Bottich herumrührte und sich Schweißgestank unter den Laugengestank mischte. Die Wände des Waschhauses waren feucht, die Fenster beschlagen, sodass wir durch den heißen Dunst bald völlig durchnässt waren. Wie Walfischfänger zogen wir die Wäsche schließlich an langen Stöcken aus dem Kochwasser, ließen sie in eine bereitstehende Zinkwanne mit kaltem Wasser fallen und spülten die Seifenlauge so gut wie möglich aus. Dann hieften wir die tropfnasse, schwere Wäsche mit vereinten Kräften in eine Wringe, wo wir Kinder dann den einen Hebel drehten, während Mutter auf der anderen Seite in die Gegenrichtung drehte. Die kleinen blauen Äderchen an der Schläfe meiner Schwester Sieglinde schwellen an, so sehr drückten und pressten wir. War der letzte Tropfen Wasser aus der Wäsche gewrungen, begann das Wäscherecken. Mutter stand auf der einen Seite des Lakens, wir auf der anderen. Unsere Hände umklammerten je einen Zipfel, und dann hieß es ziehen, bis die Mutter zufriedengestellt war und wir die Wäsche falteten. Wir gingen ein paar Schritte aufeinander zu, sie nahm unsere Zipfel, wir bückten uns rasch und griffen nach dem Laken-schnitt, damit das frisch gewaschene Leinen nicht auf den schmutzigen nassen Leimboden hing. Dann begann die Prozedur wieder von vorn, bis alle Wäschestücke zusammengefaltet auf einem Haufen lagen. Wir trugen sie zum Handkarren und zogen ihn wieder den kilometerlangen Waldweg hinauf zu unserem Häuschen. Dort wurde die Wäsche in der Stube ausgebreitet, oder, wenn das Wetter günstig war, über eine

Stange vor das Haus gehängt. Und wehe, wenn uns Kindern einmal etwas aus der Hand fiel! Wehe, wenn der Wind eines der Teile wieder von der Stange wehte! Wehe, wenn etwas auf den lehmigen Boden fiel! Dann sauste der Teppichklopfer auf unseren nackten Po, der für uns Kinder stets sichtbar in Reichweite stand.

Spätabends wurde dann im Schein der Küchenlampe, die wir erst seit Kurzem hatten, Wäsche geflickt. Das Stopfen der großen Löcher in den Socken war das Schlimmste. Wehe, wenn unsere kleinen Hände nicht das gewünschte Muster über dem Stopfpilz zustande brachten und sich ein Garnknubbel über der Ferse bildete! Schließlich musste Vater in diesen Socken zwölf Stunden am Tag arbeiten. Wenn uns die Kunst des Stopfens nicht gelang, gab es von der Mutter Kopfnüsse, harte Schläge mit der flachen Hand auf den Hinterkopf und in den Nacken. Fielen uns Kindern bei der mühsamen Arbeit die Augen zu, wurden wir davon auf unsanfte Weise wieder geweckt.

Meine Mutter Karoline war vom Leben enttäuscht. Die Geburten ihrer beiden Töchter waren die Hölle gewesen, es hatte ihr beide Male fast den Leib zerrissen. Ich weiß noch, wie ich im Gitterbett stand, an einem nassen Zuckertuch lutschte und zusah, wie sie morgens ihre inneren Organe, die keinen Halt mehr in ihrem ausgeleierten Bauch fanden, mithilfe enger kratziger Bandagen fest zusammenzurrte, mit schmerzverzerrtem Gesicht und voller Selbstverachtung. Ich wagte es schon als Kleinkind nicht, Bedürfnisse anzumelden. Ich hatte keine. Auf der Welt sein bedeutete schufteln, hungern, leiden und dulden. Stillhalten und bloß nicht aufmucken. Am besten, man erregte keinerlei Aufmerksamkeit.

Meine Geburt war die zweite große Enttäuschung für Gott-

lieb gewesen: wieder nur ein Mädchen. Und dann auch noch so ein winziger, dunkeläugiger, dürrer Wurm, über und über mit schwarzen Haaren bedeckt! Ein Kind, mit dem man als einfacher Arbeiter keinen Staat machen konnte. Bettelleute waren wir, die von der Hand in den Mund lebten. Im Tal der Ausgestoßenen in der Steinbruchsiedlung.

Mein Vater, Gottlieb Franz, war das jüngste von sechzehn Kindern. Die Geschwister empfanden ihn als überflüssigen Esser. Solange er die Mutterbrust bekam, war er ihnen egal, aber als er groß genug war, mit am Tisch zu sitzen, versteckten sie seinen Holzlöffel. Tagelang bekam der kleine Gottlieb nichts zu essen. Seine Eltern vermissten ihn irgendwann und befahlen den Geschwistern, den Anderthalbjährigen zu suchen. Sie fanden ihn in einem Winkel des Heuschobers, ausgetrocknet und kraftlos im Stroh. Sie hielten ihn für tot, aber als er sich regte, wurde er an den Tisch getragen und gefüttert. Die Geschwister mussten hungern, bis der Kleine wieder zu Kräften gekommen war.

Er hatte das Haus, das sein Vater zusammengeschustert hatte, geerbt. Dafür musste er seine fünfzehn Geschwister auszahlen. Für sechs Pfennige die Stunde verdingte er sich in der ortsansässigen Rasierklingenfabrik. Auch meine Mutter hatte sich dort bis zur Geburt von Sieglinde, meiner vier Jahre älteren Schwester, krumm geschuftet, um die Schulden an Schwägerinnen und Schwäger abzarbeiten. Die Geburt ihrer Töchter erlöste Karoline vom Alltag in der Fabrik, von den verächtlichen Blicken der Vorarbeiterin, stürzte sie aber in ein anderes, wesentlich härteres Schicksal: Das Schicksal einer Mutter, die ihre Kinder nicht lieben, nicht ernähren, nicht aufblühen lassen kann. Sicher liebte sie uns, Sieglinde und mich, aber auf ihre Art. Zeigen konnte sie es nur mit einem

gequälten Lächeln, dann und wann. Ansonsten wurde ihr Rücken noch krummer, ihr Gesicht noch abweisender, und sie selbst unnahbarer als je zuvor: für ihren Mann und für uns Kinder gleichermaßen.

Um ihr Überleben zu sichern, bauten meine Eltern sich eine kleine Landwirtschaft auf, die neben der Fabrikarbeit und dem Haushalt auch noch bewältigt werden musste.

Mit uns unter einem Dach hausten in Scheune und Stall eine Kuh, zwei Ziegen, acht Hennen, ein Gockel und ein Schwein. Alles Mäuler und Schnäbel, die gestopft werden mussten, mit Nahrung, die wir uns vom Munde absparen mussten. Wir hungerten während des Krieges und auch noch Jahre danach, ganz einfach weil wir es gar nicht anders kannten. Das quälende nagende Hungergefühl war während meiner gesamten Kindheit gegenwärtig, es wurde zur fixen Idee. Ständig malte ich mir aus, wie ich es anstellen könnte, auf allen vieren unbeobachtet zum Schweinetrog zu kriechen und die Kartoffelschalen und Brotrinden darin heimlich aufzuessen. Aber ich hätte Schläge dafür bekommen, harte kalte Schläge mit dem Gürtel oder dem Schürhaken, auf das nackte Gesäß, und das stand dann letztlich nicht dafür. An den beißenden Hunger konnte ich mich eher gewöhnen als an die Schläge, die eine zusätzliche Demütigung bedeuteten.

Meine Mutter fühlte sich im hintersten Winkel unseres Tals von der Welt isoliert. Sie hätte ins Dorf gehen können, die vier Kilometer am Fluss entlang über den Waldweg nach Glatten, aber was sollte sie da? Zu kaufen gab es nichts – nur knapp rationierte Lebensmittelmarken –, und verspotten lassen musste sie sich sonntags sowieso.

Der Hohn und Spott der übrigen Dorfbewohner, der uns entgegenschlug, wenn wir armen Bauern in unseren zerschlis-



senen, notdürftig zusammengeflickten Nachkriegsfähnchen zur Kirche gingen – ausgezehrt und apatisch mein Vater, das Gesicht unter einem schwarzen Hut versteckt meine Mutter und barfuß wir Kinder –, hallt mir noch heute in den Ohren.

Als draußen Schritte über den Flur hallten, spähte ich neugierig auf den Gang hinaus. Wenn das nicht »J. Bruns« war! Hoffentlich war die Neue nett! Ich sah blank geputzte Halbschuhe, die sich im Linoleum spiegelten, und dachte: Das ist ja ein Mann! Ein schmaler, hochgewachsener Mann mit kurzen dunkelbraunen Haaren, Jeans und Lederjacke hielt eine halb gefüllte Reisetasche in der Hand und blieb zögernd vor der Nachbartür stehen.

Suchend sah er sich um. Er wirkte wie alle Menschen, die Neuland betreten: unschlüssig und ein kleines bisschen verlegen.

»Ja, hier sind Sie richtig, Herr Bruns!« Die Nachtschwester eilte mit quietschenden Gummischuhen herbei und öffnete einladend die Tür. »Bitte schön, Herr Bruns. Ich hoffe, das Zimmer gefällt Ihnen!«

»Ja, danke«, hörte ich den Mann mit einer angenehm ruhigen Stimme sagen. »Es ist sehr hübsch und sauber.« Er schien ein genügsamer Typ zu sein, denn Luxussuiten waren unsere Kemenaten wirklich nicht. Praktisch, quadratisch, weiß und steril, aber was das Wichtigste war: ruhig. Hier draußen am Waldrand sagten sich buchstäblich Fuchs und Hase Gute Nacht, und die nächste Großstadt mit ihren Blechlawinen, klingelnden Straßenbahnen, aufdringlichen Leuchtreklamen

und den gestressten Menschenmassen war meilenweit weg. Auch mein Reutlingen. Kurz bekam ich heftige Sehnsucht nach meinen beiden Jungs. Aber Bernd und Thomas waren bei meiner Freundin Gitta und ihrem Mann Walter in besten Händen. Ich wusste, ich musste das hier durchstehen, um wieder zu Kräften zu kommen, denn sonst würde ich über kurz oder lang wieder zusammenklappen.

»Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, dass Sie hier von lauter weiblichen Kurgästen umgeben sind«, hörte ich die Nachtschwester sagen, während sie geräuschvoll das Fenster öffnete. Die kühle, klare Nachtluft schien bis in mein Zimmer zu dringen. »Der Männertrakt wird über die Weihnachtsfeiertage renoviert.«

»Oh, das ist mir egal.« Der Mann warf seinen Koffer auf das Bett, und ich hörte ihn mit langen Schritten auf und ab gehen. Wahrscheinlich räumte er seine Siebensachen ein. Ich stellte mir vor, wie er ein Buch auf den Nachttisch legte, sein Rasierzeug auf die gläserne Ablage über dem Waschbecken und die Lederjacke auf einen der hölzernen Bügel im Schrank hängte.

»Wenn Sie was brauchen, bitte einfach klingeln!« Die Nachtschwester war schon wieder unterwegs ins Schwesternzimmer, wo sie unsere Tablettenrationen und Diätpläne zusammenstellte.

Ich ließ mich auf mein Bett plumpsen. Aha, ein Mann also! War das nun gut oder schlecht? Eine neue Freundin, mit der ich abends auf dem Bett sitzen und plaudern konnte, wäre mir am liebsten gewesen, und ich musste mich erst mal an den Gedanken gewöhnen, eine Art »Fremdkörper« auf unserem Flur zu haben. Sollte ich ihm das kleine Adventsgesteck bringen, das ich für meine neue Nachbarin gebastelt hatte? Eine rote Kerze auf frischem Tannengrün, verziert mit kleinen roten

Schleifen und einem kleinen Gipsengel? Auf einmal kam es mir kitschig vor.

Das Fenster wurde wieder geschlossen, bald darauf wurde es still.

Ich kaute an meinem Daumennagel. Eigentlich war jetzt Zeit für meine heimliche Abendzigarette.

»J. Bruns« legte sich jetzt bestimmt schlafen. Vielleicht hieß er Joachim. Oder Jochen. J wie Jedermann. Sicherlich war er müde und erschöpft von der Anreise, auch er hatte ziemlich dünn ausgesehen. Alle, die hier ankamen, waren ausgelaugt und ausgebrannt, hatten schwere Krankheiten hinter sich oder große Sorgen und Nöte zu überwinden.

Ich schnappte mir meine Zigarettenpackung und huschte an seinem Zimmer vorbei, unter dessen Tür ein fahler Lichtschein zu sehen war. Gemütlicher Kerzenschein war das sicherlich nicht.

Der Raucherraum befand sich in einer abgetrennten Ecke des Wintergartens. Seufzend ließ ich mich dort in einen Sessel fallen, zog den Rauch tief in die Lunge und hing meinen Gedanken nach, bis mir ein kühler Luftzug sagte, dass die Tür aufgeschoben worden war. Hinter dem Zigarettenqualm erkannte ich Jedermann, der sich fast schüchtern hereinschob.

»Entschuldigung«, sagte er verlegen. »Ich wollte nicht stören.«

Er störte doch nicht! Wobei denn?!

»Wenn Sie rauchen wollen, ist das der einzige Ort, wo es erlaubt ist«, hörte ich mich sagen. Jedermann schob sich nun ganz durch die Tür. Er lächelte mir zu, die ich da rauchend und fröstelnd im roten Morgenrock neben der Stehlampe hockte. Mit angezogenen Knien, die ich mit den Armen um-

schlang, als wollte ich mich gegen etwas schützen. Und auf einmal fühlte ich wieder dieses Prickeln.

»Ich rauche nicht, aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, bleibe ich einen Moment.«

Jedermann streckte mir die Hand hin, und sie fühlte sich kühl und trocken an. »Jürgen Bruns. Ich bin gerade aus Göttingen angekommen.«

Jürgen also. Er sah wirklich gut aus: Ernste graue Augen blickten aus einem schmalen Gesicht, die Nase war gerade geschnitten, der Mund wirkte besonnen. Seine Kleidung war das, was man »gepflegt« nennt, und er roch schwach nach einem herben Aftershave. Das genaue Gegenteil von einem lauten Platzhirsch. Insgeheim atmete ich erleichtert auf. Er war ganz anders als Leo.

»Gerti Wolf«, sagte ich. »Aber hier nennen mich alle Wölfchen, weil der Name Wolf nicht so richtig zu mir passt!«

Wolf, das passte zu Leo, meinem Ex-Mann. Leo Wolf war ein gefährliches Raubtier und ich das Schaf, das er damals in seine Fänge bekommen hatte. Nur der gemeinsame Name verband uns noch. Plötzlich spürte ich, wie eine lächerliche Röte über meinen Hals kroch. Das war ja wohl mehr als peinlich! Was ging den großen Braunen mit dem blanken Schuh mein Spitzname an? Vielleicht glaubte er, ich wollte mich gleich bei ihm anbiedern? Hastig hüllte ich mich in eine neue Rauchschwade, damit er mein verlegenes Gesicht nicht sehen konnte. Aber zu meiner Erleichterung lächelte Jürgen Bruns, wobei ein Grübchen in seiner rechten Wange erschien. Er pflückte ein gebatiktes Kissen vom Stuhl und ließ sich langbeinig darauf nieder: »Wahrscheinlich sind Sie ein zäher kleiner Wolf, der sich ganz schön durchbeißen musste im Leben!«

Da hatte er weiß Gott nicht unrecht.

In dem Sommer, in dem ich gerade fünf geworden war, hockten wir Mädchen auf dem voll beladenen Leiterwagen, der ächzend den Waldweg hinaufrumpelte. Unter unseren stelzendünnen braun gebrannten Beinen pikste uns unsere bescheidene Ernte von den Feldern weiter unten hinter dem Dorf, die mein Vater gepachtet hatte. Es waren die unfruchtbarsten, abschüssigsten und steinigsten Felder weit und breit, sodass mein Vater sie sich gerade noch leisten konnte. Unsere Kuh Liesel schleppte die Last schnaubend über Geröll und Wurzelwerk. Vorn auf dem Kutschbock hockte zusammengesunken der Vater, vielleicht war er in einen Sekundenschlaf gefallen. Er war immer müde, konnte im Stehen schlafen und, wie die Mutter höhnte, sogar im Gehen. Hatte er seine großen glasigen Augen geschlossen, sah er aus wie ein alter knorriger Baum. Die Mutter ging mit einem Stock in der Hand neben der Kuh her und schlug auf ihr mit Kot verklebtes Hinterteil, sobald sie ihr zu langsam wurde. Dann schlug die Kuh mit dem Schwanz, und ein Pulk schillernder Schmeißfliegen flog auf.

Am Wegesrand wiegten sich die Birken und Schlehen, und ich sah blinzelnd in die Sonne und sog den Sommertag gierig in mich auf. Die Vögel zwitscherten übermütig, während der eiskalte Bach talwärts sprudelte und versuchte, sie mit seinem Glucksen zu übertönen. Meine Muskeln und Knochen schmerzten von der Feldarbeit, denn wir waren um vier Uhr früh aufgestanden und zu unseren handtuchschmalen Feldern gefahren, hatten nicht ein Hälmmchen, nicht ein vertrocknetes Äpfelchen, keine runzelige Schlehe und keine erdverkrustete Mohrrübe übersehen. Wir hatten uns Brennesseln in den Mund gestopft und Beeren und zur Mittagszeit altbackenes

Brot in Wasser eingeweicht und an den säuerlichen Krusten gelutscht, bis sie ganz süß schmeckten. Mittlerweile waren unsere mageren Ärmchen zerkratzt, die Knie blutig, unsere Finger voller Blasen und die Schultern verbrannt, aber dies war ein köstlicher Moment: Ausruhen durften wir uns, wenn auch nur für die halbe Stunde des Rückweges.

»Gottlieb! Wach doch auf! Wir sind an der Kreuzung! Das Mistvieh will nicht bergauf!«

Meine Mutter rammte dem schlafenden Vater den Stock in die Seite, und der schrak hoch und zog die Zügel an. Geradeaus ging es ins nächste Tal, rechts bergauf zu unserer Arme-Leute-Siedlung.

»Steh, Liesel, steh!« Mit einem Ruck hielt der Leiterwagen, und auch wir Mädchen wurden unsanft aus unseren Tagträumen gerissen. An dieser Stelle mussten wir immer abspringen und schieben helfen.

Der Vater sprang ab und humpelte um den Wagen herum, um uns herunterzuhelfen. Zuerst war meine Schwester Siegelinde an der Reihe. Die Neunjährige stand auf und ließ sich in die ausgebreiteten Arme des Vaters fallen – einer der wenigen Momente in unserer Kindheit, wo so etwas geschah. Ich war auch schon aufgestanden und zum hinteren Ende des Wagens gelaufen, um mich jauchzend in die väterlichen Arme zu werfen, als sich die Kuh Liesel plötzlich mit ungeahnter Kraft ins Geschirr warf. Ich höre noch heute das knirschende Ächzen der Deichsel und sehe den Staub aufwirbeln: Wie ein Pfeil flog ich durch die Luft und knallte mit dem Kopf auf die Pflastersteine. Sofort verlor ich die Besinnung. Die Kuh floh panisch mitsamt dem Wagen querfeldein, und mein Vater rannte ihr nach, um weitere Katastrophen zu verhindern.

Meine Mutter musste mich Ohnmächtige den ganzen

weiten Weg bis nach Hause tragen. Sie wusste nicht, ob ich noch lebte oder tot war. In der Steinbruchsiedlung hingen die Leute neugierig in den Fenstern oder lehnten sich über ihren Gartenzaun:

»Na, Karoline? Hat sie schlappgemacht?«

»Tja. Einen Arzt haben wir nicht in Glatten!«

»Am besten, du legst die ins Bett, die Kleine wird schon wieder!«

»Wie alt ist sie jetzt? Fünf? Wenn sie heiratet, ist alles wieder gut!«

Keiner der Nachbarn half meiner Mutter. Keiner bot an, sie ins nächste Kreiskrankenhaus zu bringen. Alle glotzten und sparten nicht mit gönnerhaften Ratschlägen.

»Am nächsten Dienstag kommt die Krankenschwester wieder ins Tal der Vergessenen. Dann schicken wir sie bei dir vorbei!«

»Heile, heile Segen, drei Tage Regen!«

»Da hast du einen Esser weniger, sei doch froh!«

»Was lässt du die Kinder auch auf dem Leiterwagen fahren! Sie haben doch Beine, können doch laufen!«

Unter Gespött und Gefexen kam meine Mutter schließlich erschöpft in unserer Behausung an und legte mich in mein Gitterbett. Ja, mit fünf Jahren war ich so klein, dass ich dort immer noch hineinpasste. Drei Tage lang war ich ohnmächtig, und meine Eltern standen unbeschreibliche Ängste um mich aus. Dann kam die Krankenschwester.

»Wenn sie nach drei Tagen immer noch nicht aufgewacht ist, wird sie sterben«, sagte sie mit Kennerblick und rührte Zucker in ihren Kaffee.

»Und wenn ... doch?« Panik schnürte meiner Mutter die Kehle zu.



»Dann gib ihr was zu essen!« Kopfschüttelnd machte sich die Krankenschwester davon. Wie konnte man nur so begriffstutzig sein? Wenn ein Balg aus der Ohnmacht erwacht, hat's halt Hunger.

Tatsächlich musste ich ins Leben zurück, zurück hinter die grünen Gitterstäbe im Schlafzimmer meiner Eltern.

Das war der einzige Moment, in dem ich sah, wie sie sich alle umarmten. Sie sprangen auf, rannten in die Küche, die Mutter im weiten Flanellnachthemd, der Vater im gerippten Unterhemd, und bereiteten mir ein Festmahl, bestehend aus Mehlsuppe mit Rosinen. Der Duft nach süßer Milch, vermischt mit ihrem strengen Schweißgeruch, steht mir noch heute in der Nase.

Kaum war die riesige Beule an meinem Hinterkopf abgeschwollen, musste ich wieder mit aufs Feld. Es war die kurze Zeit der Ernte, bevor der erste Herbststurm an den Zweigen unserer Obstbäume rüttelte, und der unbarmherzig lange Winter vor der Tür stand, in dem es nichts zu ernten gab.

Natürlich durfte ich nicht mehr auf dem Leiterwagen mitfahren und wollte das auch gar nicht. Noch heute leide ich unter Höhenangst, und der kalte Angstschweiß steht mir auf der Stirn, wenn ich ein Flugzeug besteigen muss.

»Und? Mussten Sie?«

Jürgen Bruns beugte sich leise vor und sah mir ins Gesicht. Ich hatte inzwischen drei weitere Zigaretten geraucht, mit zitternden Fingern drückte ich gerade den letzten Stummel im Aschenbecher aus.

Wie lange hatten wir hier schon gesessen? Es war bestimmt schon Mitternacht.

»Ja«, versuchte ich ein harmloses Lachen, »allerdings.«

Mein erster Flug war gleich ein Langstreckenflug von Kapstadt nach Frankfurt, und zwar mit gefälschten Papieren. Mein erster Flug war eine Flucht. Eine panische, kopflose Flucht mit meinen Söhnen, aus einem Land, in dem ich keine Rechte besaß, aus einem Land, in dem ich in Todesgefahr schwebte, aus einem Land, in dem mein ärgster Feind auf mich lauerte: Leo Wolf, der Vater meiner Kinder und mein damaliger Mann.

Ich war nicht sicher, ob und wann ich das Jürgen Bruns alles erzählen würde. Aber ich merkte gleich, dass er ein guter Zuhörer war, der aufrichtig Anteil nahm an meinem Schicksal. Eine angenehme Wärme stieg in mir auf. Ich, die ich immer fröstelte, sobald die Temperatur unter fünfundzwanzig Grad sank, ich, die ich mich nachts an meine drei Wärmflaschen klammerte, um überhaupt einschlafen zu können, ich, die ich keine fünfzig Kilo wog und nicht ein Gramm Fett zum Verbrennen hatte, ich notorische Raucherin, die sich anders nicht beruhigen konnte, fror in Gegenwart dieses Mannes nicht.

Auf Anhieb fasste ich Vertrauen zu ihm und erzählte ihm von meiner schweren Kindheit. Von der harten Feldarbeit, dem ständigen Hunger.

»Sind Sie deswegen heute noch so dünn?«

Jürgen Bruns ließ seinen Blick besorgt über mich gleiten, und schon wieder schoss mir die Röte ins Gesicht.

»Ich war mein Leben lang eine halbe Portion«, entgegnete ich verlegen. Spätestens jetzt würde Jürgen Bruns bemerken, dass ich so gut wie keinen Busen hatte. Für so einen Luxus wie einen runden weiblichen Busen hatte mein Körper keine Reserven gehabt. Ich konnte froh sein, eine Größe von 1,57 Metern erreicht zu haben. Meine kurzen schwarzen Haare unterstrichen meinen knabenhaften Typ. Bald würde Jürgen Bruns jegliches Interesse an mir verlieren.

»Es ist weit nach Mitternacht.« Jürgen Bruns stand auf und streckte seine langen Glieder. »Danke, dass Sie mir gleich am ersten Abend so viel über sich erzählt haben.«

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht gelangweilt. Sie sind sicherlich todmüde nach der langen Anreise!«

»Das stimmt«, sagte er lächelnd und hielt mir die Tür auf. »Und ich muss ehrlich sagen, als ich feststellen musste, dass wir keinen Fernseher auf dem Zimmer haben, war ich fürs Erste schon enttäuscht. Aber jetzt ...« Er ließ mich galant vorgehen und löschte das Licht im Raucherzimmer. »...haben Sie meinen ersten Abend spannender gestaltet, als ich das je zu hoffen gewagt hätte!«

»Sie nehmen mich auf den Arm.« Mit hochroten Ohren stiefelte ich neben ihm über den schummrigen Gang.

»Was praktisch ein Leichtes wäre«, sagte Jürgen Bruns grinsend. »Aber das würde ich natürlich nie wagen.«

Die Nachtschwester saß in ihrem Glaskasten und beugte sich über ein Kreuzworträtsel. Sie schien uns gar nicht zu bemerken. Ein Hauch von Verbotenem, eine Spur von nächtlichem Abenteuer kribbelte in meinem Bauch. Vielleicht wollte sie auch nichts merken. Sie gönnte uns Patienten unsere Bekanntschaften, und vielleicht gönnte sie mir nun auch diesen kleinen Flirt.

»Aber nun haben Sie noch gar nichts von sich erzählt«, flüsterte ich fast schuldbewusst, als wir vor Jürgen Bruns' Türe stehen blieben.

»Dazu haben wir ja noch alle Zeit der Welt«, gab er zurück. Er streifte meinen Arm. »Gute Nacht, kleine Wolfsfrau.«

Mit diesen Worten verschwand er in seinem Zimmer.

Ich schlich nach nebenan in meines. Vor dem Spiegel über dem Waschbecken blieb ich stehen und betrachtete mich mit

den Augen, mit denen er mich sehen musste. Ich war regelrecht ausgemergelt. Nie im Leben würde er etwas an mir finden. Kopfschüttelnd ging ich ins Bett.

Dort legte ich das Ohr an die Wand und lauschte. Schief er schon? Las er noch? War er in Gedanken noch bei mir? Oder suchte er gerade nach Möglichkeiten, mir in Zukunft aus dem Weg zu gehen? Er konnte einfach sagen, dass ihn mein Zigarettenqualm störe. Dass er ein anderes Zimmer wünsche. Dass er Ruhe brauche. Dabei wünschte ich mir nichts sehnlicher, ihm weiter aus meinem Leben erzählen zu dürfen.

Meine Schwester schlief lange Zeit allein in der kalten Abstellkammer unter der Stiege, in der auch sämtliche Vorräte aufbewahrt wurden. Erst als ich fünf Jahre alt war, durfte ich meinen Strohsack im Gitterbett verlassen und mit ihr die schmale Pritsche teilen. Wir zerrten an der dünnen Wolldecke, die nicht mal für eine von uns reichte. Trotzdem fühlte ich mich bei ihr geborgen. In den Regalen standen Dörrobst und die Gläser mit dem Eingemachten, die Johannisbeer- und Stachelbeermarmelade von unseren Sträuchern im Vorgarten, die ohne Zucker eingekocht wurde, denn Zucker war nach dem Krieg Mangelware. Daher war die Marmelade immer von einer pelzigen Schimmelschicht bedeckt, aber wir aßen sie trotzdem. Die wenigen Dosen mit Dörrfleisch, die meine Mutter dort hortete, waren für besondere Anlässe wie den Besuch des Pfarrers oder der Krankenschwester reserviert. Auch der selbst gekelterte Most in ein paar klebrigen Flaschen, auf denen stets Fliegen herumkrabbelten, blieb seltenen Festen vorbehalten. Nie im Leben hätten wir gewagt, davon zu naschen. Wir Kinder bekamen einmal in der Woche ein Glas Saft, und zwar sonntagmorgens vor der Kirche. Wahrscheinlich hoffte meine Mutter, dass wir davon kurzfristig rote Wangen und ein gesundes Aussehen bekommen würden.

In der Vorratskammer roch es modrig, und vor dem ver-

gitterten Fenster sah man Wolkenfetzen und ein paar Fichtenzweige, die sich im Winde bogen. Ab sechs Uhr morgens knatterten draußen Lastwagen vorbei, die Sand und Dreck aufwirbelten und unser Häuschen in eine gelbliche Staubwolke hüllten, von der wir husten mussten. Auf dem Hinweg waren die Lastwagen leer, heulten aber im zweiten Gang bergauf. Auf dem Rückweg waren sie mit Felsbrocken und Geröll beladen.

Meine Schwester musste mich vor der Schule in den Kindergarten bringen, schließlich war ich vier Jahre jünger als sie. Schon die Siebenjährige zerrte mich Dreijährige bereits am frühen Morgen über den dunklen Waldweg in Richtung Dorf. Die Mutter wollte mich aus dem Weg haben, und wenn wir nicht um halb sieben aus dem Haus waren, prügelte sie uns hinaus. Der Kindergarten war evangelisch, die Schule meiner Schwester hingegen streng katholisch. Dort wurde sie jeden Morgen von der Lehrerin vor dem Rest der Klasse verprügelt: Weil sie mich in einen gottlosen Kindergarten gebracht hatte. Da mussten Zeichen gesetzt werden. Wenn das jeder machen wollte, wären wir bald ein Volk von Heiden. Und so hatte meine Schwester jeden Morgen die Wahl: Entweder die Mutter zog ihr eines mit dem Schürhaken über, wenn sie sich weigerte, mich lästigen Klotz am Bein mitzunehmen. Oder aber die Lehrerin gab ihr zehn Schläge mit dem Lineal auf die offene Hand. Die Klasse musste laut mitzählen. Verachtung für die asozialen Heiden aus der Steinbruchsiedlung schwang in so mancher Schülerstimme mit. Schließlich kamen viele reiche Bauernkinder noch aus der Nazischmiede: hart wie Kruppstahl, dumm wie Stroh.

Als ich vier Jahre alt war, begriff ich, dass es eine Frage der Taktik war, um die Schläge und den Spott herumzukommen.

Ich bat meine Schwester, mich einfach an einer einsamen Stelle unten am Bach zurückzulassen, bis ihre Schule aus war, und mich dann wieder mit nach Hause zu nehmen. Zu Hause habe ich dann meiner Mutter von den Spielen und Liedern im Kindergarten erzählt. So haben wir uns zwei Jahre lang vor den Schlägen gerettet.

Tag für Tag saß ich vier Stunden lang auf einem Stein und schaute in die wechselnden Strömungen der Glatt. Ich warf Steinchen hinein und ließ meine kindlichen Fantasien mit den Wellen ziehen. Es gibt wohl kaum ein Kind auf der Welt, das sich so viel mit einem Bach zu erzählen gehabt hat. Und das so viele Steine zu Freunden hatte.

»Was ist? Kommen Sie nicht mit auf unsere Winterwanderung?« Jürgen Bruns hatte an meine Zimmertür geklopft und lehnte nun abmarschbereit im Türrahmen. Er hatte eine Pudelmütze auf und hielt Lederhandschuhe in den Händen.

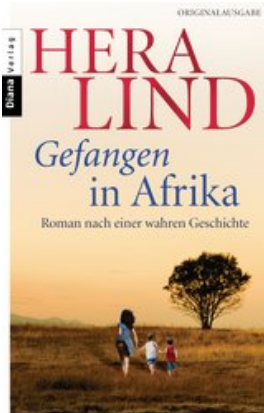
»Nein, leider. Ich darf noch nicht.« In dicken Socken und Jogginghosen saß ich im Schneidersitz auf dem Bett und hörte Musik.

»Sie dürfen nicht? Waren Sie ein unartiges Mädchen?« Um seine Mundwinkel zuckte es, als er mich schelmisch ansah. »Dabei habe ich mich schon so auf die Fortsetzung Ihrer Lebensgeschichte gefreut! Was mache ich jetzt ohne Sie in dieser Einöde?«

Ich bekam wieder dieses Kribbeln. »Professor Lenz sagt, ich sei noch zu schwach.«

»Sie sind zu schwach, um ... spazieren zu gehen?« Fassunglos nahm Jürgen Bruns die Mütze ab, weil ihm offensichtlich heiß geworden war.

»Na ja, ich bin vor zwei Wochen in Ohnmacht gefallen ...«



Hera Lind

**Gefangen in Afrika**

Roman nach einer wahren Geschichte

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35646-7

Diana

Erscheinungstermin: November 2012

Die Geschichte einer Frau, die in Afrika durch die Hölle geht

Ihre Kindheit ist die Hölle – die Nachkriegszeit prägt Gerti Bruns, die kaum Chancen auf Bildung hat. Mit dreizehn flieht sie aus ihrem Elternhaus, wird jedoch als unbezahltes Dienstmädchen wieder ausgenutzt. Eine erneute Flucht führt sie scheinbar ins Paradies: Der gut aussehende Leo Wolf bietet ihr endlich ein Leben in Sicherheit und Wohlstand. Doch dann geht Leo ins politisch brisante Südwesafrika, wo Apartheid herrscht und Bürgerkrieg droht. Und er gibt keine Ruhe, bis Gerti endlich bereit ist, ihm mit den beiden Söhnen zu folgen. So gerät sie in die größte Falle ihres Lebens, der Gerti wieder nur durch Flucht entkommen kann – aber nicht ohne ihre Söhne! Wird die Familie je nach Deutschland zurückkehren?